

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 213

Posen, den 17. September 1929

3. Jahrg



(6 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine übereifrige Medizinal-Praktikantin erschien vorzeitig und suchte, während ihr als Strafe dafür ein Bächlein Spülwasser über den zierlichen Halschuh floß, aufgeregt nach ihrem Rittel. Diejenigen Kranken, denen dies möglich war, lugten nach ihrem Milchtafee — auch Fensterschwiz genannt — und versuchten bei dieser Gelegenheit mit den Pflegerinnen zu schäkern. Sie stießen indes auf stummen Widerstand und schlichen sehr bald wieder, um nicht vom Stabsarzt, dem Stationsleiter, ertappt zu werden, von dannen. Im Verlauf der nächsten halben Stunde wurde es lebendiger. Die andern Medizinal-Praktikantinnen fanden sich ein. Die Oberschwester erschien. Ihr kluges, helles Gesicht sah auch das, was gut vor ihr versteckt gehalten wurde. Ein Strom von Frische und Ehrlichkeit ging von ihr aus. Das feine, schmale Figürchen wurde gleich den beweglichen Zügen von gespanntem Willen gebündelt. Sofort war sie von der Schar jugendlicher Weißtittel umringt. Ihre bisweilen durch das Gefühl der großen Verantwortung scharf klingende Stimme ordnete im Umsehen jedes Verlangen nummernmäßig ein und erledigte danach. — Vom Laboratorium her schoß Feliz, der weiß- und gelbgefleckte Kaninchenbock — verängstigt und federleicht — heran und hauchte — schuchselnd — einen Weißtittel auf. Die weiblichen Praktikanten stießen einen kleinen, hellen Schrei aus. . . beugten sich gleich darauf herab und streichelten das Tier, dessen Haut bald kein heiles Fleckchen mehr für eine neue Spritze hergab. Hannemann, der Laboratoriumsdienner, angetan mit einem sehr hohen, steifen Gummifragen — strebte eilig und wichtig dem Fahrstuhl zu. In dem Riesenkorb, der an seinem rechten Arm schwebte, kauerten, silbergrau, weiß und bläulich, eine Unzahl von Meerschweinchen. Ihre dummen, aber wegen ihrer Sanftheit dennoch schönen Augen quollen in wehmütigem Gram, als wüßten sie genau um das Los, dem sie entgegengetragen wurden.

Die Medizinal-Praktikanten hatten die gewünschten verschiedenen Spritzen, Kanülen und Medikamente in Empfang genommen und verteilten sich in die ihnen zugeteilten Stuben und Säle. Das erste Bett rollte auf untergeschobenen schweren Eisenrädern den Korridor entlang, ebenfalls zum Fahrstuhl hin, um vor dem Röntgenzimmer zu warten, bis die kluge, gütige Röntgologin die Tür öffnete und es hineinschieben half. In dem schmalen Frauengesicht der transportierten Kranken lag ein Ausdruck, wie Kinder ihn haben, wenn sie auf ein Märchen harren. Selbst bei Mattesten unter den Stumpfgewordenen löste der lange, harte Brettertisch unter dem geheimnisvoll und unpürbar wirkenden Strahlapparat nach der glücklich überwundenen Angst, ahnungsvolles Hoffen aus.

Hart an der Tür des Röntgenzimmers schob sich die lange, elegante Gestalt des Stationsleiters vorüber. Er war auf zwei Jahre aus seiner westpreußischen Garnison hierher abkommandiert und bemühte sich, den militärischen Ton nicht zu verlieren. — Auf den Bänken an den Wänden warteten die ambulant behandelten Kranken voller Geduld, bis die Reihe an sie käme. An einem der Fenster flirtete eine kleine Laborantin mit einem pfliffigen Spitzmausgesicht mit einem erstaunlich hochgewachsenen, schmalbrüstigen, jungen Arzt. Ein paar steinalte Mütterchen humpelten mühsam an ihren Stöcken suchenden Auges dahin und bildeten Verkehrshindernisse, bis jemand herausbrachte, daß ihr Verlangen nach der eine Treppe höher belegenen Wasserstation ging, wo es auch

heute wiederum einen Vortrag über die Coué'sche Lehre und ihre Anwendung zu hören gab.

Vorläufig mußten sie aber ihre Ungeduld weiter bezähmen. Der kommandierende Leiter ließ sich erst mal in seine Station fahren. Oben schnauzte er zwei Weißtittel an, die es vielleicht auch verdient haben mochten, befahl mürrisch das Blutbild eines über vierundzwanzig Stunden Eingelieferten, fragte nach zwei Amnesen (Krankheitsgeschichten), wartete aber die Antwort nicht ab, sondern winkte mit weitausholenden Bewegungen nach allen Seiten und begann alsdann, gefolgt von der Oberschwester, sechs Medizinal-Praktikanten und einen strahlend vergnügt ausschauenden vierjährigen Knirps, das „Rittel“ genannt, der sich regelmäÙig, um diese Prozedur mitzumachen, aus dem Tü. (Tuberkulose) Zimmer stahl und nicht ahnte, daß er totgeweiht war, die Morgenvisite, die etwa zwei Stunden später, der Direktor der Klinik — Geheimrat Gold — in der nämlichen Begleitung wiederholte.

Die Kranken lagen in Stuben und Sälen zu vier bis zehn Personen zusammen. In Einzelzimmern gab es in der III. Medizinischen nur einen Raum, der zumeist den einen oder den andern von des Geheimrats Privatpatienten barg. Es kam jedoch — wie eben jetzt auch vor, daß besondere Umstände, war er zufällig nicht befehlt, einem andern Kranken diese Vergünstigung, die keinen Preisausschlag bedeutete, gewährte.

Der Stabsarzt wandte sich, die im Augenblick nicht abzulebenden, an jedem Morgen wiederholten Klagen einer Tü.-Kranken brüß unterbrechend, an eine der Medizinal-Praktikantinnen:

„Wollen Sie, Fräulein von Alvensbrink, von dem im Einzelzimmer liegenden Patienten eine Blutprobe für Bild und Wassermann nehmen. Vergessen Sie auch nicht den Blutdruck zu messen. Außerdem versuchen Sie das zur Krankheitsgeschichte nötige Material von ihm zu erfahren.“

Ruth von Alvensbrink wandte sich willig der Tür entgegen. Sie freute sich des Befehls. Die noch unerlebte Visite im Tü.-Zimmer bot, solange kein neuer Fall hinzukam, keinerlei Bemerkenswertes. Zur Vornahme des Pneumothorax (Ausfüllung der erkrankten Lunge mit Luft) an einer sichtbar dahinschwindenden blutjungen Frau, die außerdem noch unter einer schweren Hy. (Hysterie) litt, war sie erst um zwei Uhr mit der Oberschwester verabredet. Bis dahin würde sie ja wohl ihren Pflichten im Einzelzimmer nachgekommen sein!

Als sie auf dem Flur stand und im Begriff war, das Einzelzimmer aufzusuchen, merkte sie, daß die Oberschwester eilig auf sie zuströbte.

„Sie haben die letzten beiden Tage bei der Visite fehlen müssen, Fräulein von Alvensbrink. Wir alle haben Ihrer verunglückten Schwester mit herzlichen Wünschen gedacht. Der Geheimrat hat mir ganz kurz darüber berichtet: . . . So können Sie also gar nicht wissen, um was es sich bei dem neuen, Ihrer Obhut übergebenen Kranken handelt. Der Geheimrat nimmt einen Zusammenbruch der Nerven an. Der Stabsarzt ist anderer Ansicht, die er natürlich nur mir weitergibt. Er wittert auch hier eine L. (Lues-Syphilis). Ich muß mich dem Geheimrat anschließen. Der Mann hat augenscheinlich sehr Schmeres durchgemacht. Mir ist es nicht gelungen, seine Zunge zu lösen. Versuchen Sie immerhin in Ihrer warmen Art Ihr Glück.“

Als Ruth von Alvensbrink, wenige Minuten später neben dem weißlackierten Bett stand, fuhr sie zurück:

Das war ja Jürgen von Kerst.

Er lag mit offenen Augen da und sah sie scheinbar ohne jede Ueberraschung an. Diese Augen zeigten auch im Verlauf der nächsten Sekunden keinerlei Veränderungen. Ihr Ausdruck blieb müde. Die Pupillen hatten etwas auffallend Starres. Aber in der Tiefe lag verhaltene Qual.

„Nein . . . er ist es doch nicht,“ verbesserte sie sich



Die Nase sprang sehr schmal und schart aus dem abgemagerten Gesicht. Die Nase . . . ja . . . war diejenige Kerks. Auch das Kinn — aber der Mund widerrief schon wieder die blühtartig getroffene Feststellung, die Verwirrung auslösen wollte. Er war im Ausdruck von einer Keuschheit, die Ruth von Alvensbrink rührte. Ganz anders wie derjenige von Anitas Verlobtem. — Jetzt glaubte sie sicher zu sein. Allerdings handelte es sich hier um eine im ersten Augenblick geradezu verblüffende Ähnlichkeit. . . . Und dennoch war es nicht Kerst! — Trotzdem sie sich das mehrmals im stillen wiederholte, suchte ihr Blick seine linke Hand. Da saß am Ringfinger ja der faden dünne Keif mit dem eigentümlich blutroten Edelstein in der Mitte — den auch die Stiefschwester seit ihrem Verlöbniß trug . . .

Sie fühlte, wie ihre Knie zu wanken begannen. Ihr Lühler, scharfer Verstand umnebelte sich. Die letzten durchwachten Nächte mochten sich rächen.

Es war ein Wahnsinn! Ähnlichkeiten im Aussehen und Schmuck gab es wohl noch mehrere. Trotzdem suchten ihre Blicke fieberhaft nach dem alten Wappenring, den der letzte Sproß der Familie von Kerst niemals vom Finger gelassen hatte. Wenn der sich gleichfalls an seinem Plaze befände, dann war er es doch. Vielleicht nach einem unerhörten schweren inneren Erleben, auf das auch der Nerven zusammenbruch hinzuweisen schien.

Der alte Familienring befand sich nicht an seinem Finger.

Nun hatte sie sich wieder voll in der Gewalt. Und dennoch

Eine gewisse Beklemmung, gegen die sie vergeblich anzukämpfen sich abmühte, verblieb. Sie empfand beim Einstich in das Ohrfläppchen zwecks Entnahme des roten Lebenslastes für das Blutbild ein heftiges, nervöses Zittern, das zwar schnell vorüberging, immerhin aber doch bestanden hatte.

Jrgendein Unterstrom begann in ihr zu fluten und zu arbeiten, gegen den Fähigkeit und geschlossener Wille — bisher ihre siegreichen Waffen gegen alle Gegenströmungen — diesmal versagten.

Neußerlich zwang sie sich zur völligen Ruhe. Niemand hätte eine Veränderung an ihr feststellen können. Einzig sie selbst fühlte dumpf und schwer eine eigentümliche Beschleunigung ihres Herzschlages. Auch hatte ihre Stimme — sonst tief und weich — bei den später vorsichtig gestellten Fragen einen gesprungenen Klang. Sie verstummte länger, als es nötig oder erklärlich gewesen wäre — sammelte sich aber unentwegt zu erneuter Kraft und brachte doch nur kurze, abgehackt anmutende Sätze heraus. Daneben spottete die Vernunft sie unablässig aus. Wäre dies wirklich Jürgen von Kerst, hätte er längst ihren Namen genannt, denn er war bei klarer Besinnung. Als sie sich endlich anschickte, das Zimmer zu verlassen, hatte sie ihre Ruhe und Besonnenheit zurückgewonnen. Ein Lächeln, das sich über diesen Unsinn lustig zu machen schien, lag auf ihrem Antlitz, als sie, schon auf der Schwelle, zu einer letzten, vergessenen Frage den Kopf herumwandte.

Nun gingen Ruhe und Vernunft doch wieder verloren! Der Kranke sah sie mit einem Blick an, der ihr Verwirrung brachte. Sehnsüchtig und voll rätselhaften Verlangens, wie auch Kerst, wenn er sich unbeobachtet gewußt, dies getan . . . und doch wieder so ganz — ganz anders.

Nun wußte Ruth von Alvensbrink, daß es doch Jürgen von Kerst war. Sein Gepäck und seine Papiere, vom Inspektor der Klinik bei seiner Einlieferung in Empfang und Verwahrung genommen, bestätigten es ihr später zudem einwandfrei.

Trotzdem freisten ihre Gedanken, die sich vordem nur in stolzer Abwehr mit dem Verlobten der Stiefschwester beschäftigt hatten, jetzt unaufhörlich um Dinge, in die er verstrickt war.

Weshalb hatte er ihr nicht beim Wiedersehen die Hand entgegengestreckt, wenn ihn schon jede Frage nach Anita irgendwie belastete?

Einer Verdunklung des Bewußtseins war dies Unterlassen nicht zuzuschreiben. Weshalb die stumme, bittende Frage in seinem Blick, als sie ihn verlassen wollte? Das flehende Zurückhalten wollen um jeden Preis?

Welche Frau fühlte denn auch nicht, selbst wenn kein Wort darüber fällt, die jäh auffpringende Leidenschaft eines Mannes?

Nun wohl, so sehr sie sich bisher gegen solch Wissen verhärtete — so fest es in ihr gestanden, daß dies verstohlene, aber immer wieder blühtartig aufglühende Begehren sie niemals anders als mit Widerwillen und Widerstand erfüllen könne, jetzt mußte das Versteckspielen mit sich selbst auf-

hören. Der Jürgen von Kerst, der sich um äußeren Gewinnes halber endlich einfangen ließ, und nur deswegen in den ihn einengenden Fesseln aushielt, hätte ihr gehört, wenn sie gewollt!

Aber sie wies ihn zurück. Tausendmal hätte ihm Blick und Tat verraten müssen, daß sie den willigen Genießer verachtete.

Dieser zusammengebrochene stille Jürgen von Kerst, dem der Zug wollüstiger Genußsucht abhanden gekommen war, mußte auf seiner Reise etwas Furchtbares erlebt haben. Das wurde ihr ohne weiteres klar.

Durfte sie ihn auch jetzt noch verachten oder ihn gar, wie bisher, hochmütig und kalt übersehen, nachdem sie ihre ärztliche Pflicht an ihm getan haben würde? Arzt sein heißt: unermüdlich zu heilen versuchen, solange ein Uebel besteht. Auf diese Art hatte sie ihren Beruf von jeher aufgefaßt. Gerade deshalb ihn sich erwählt. Und nun sollte sie aus menschlich vielleicht haltbaren Gründen gegen dies heilige Gesetz angehen? Einfach einem inneren starken Impuls folgend, den Stationsleiter bitten, sie vom Dienst im Einzelzimmer zu entbinden? Wie konnte sie überhaupt solche Bitte rechtfertigen?

Der Geheimrat kam und die Visite wurde wiederholt. Für diesmal mußte sie auf jeden Fall noch einmal mit hinein.

Als sie den großen Arzt, dessen rötlich-blondes Haar trotz seiner 67 Jahre noch ungebleicht über der klugen, kantigen Stirn lag, in jener nur ihm eigenen, königlichen Hingebendheit an den Kranken empfand — jedes seiner larg bemessenen Worte, begleitet von einem Blick tiefsten Erbarmens und hehrster Hilfsbereitschaft fühlte — überkam sie eine unaussprechliche Scham wegen ihrer kleinlichen Schwucht. Etwas von dem schweigenden Märtyrium des begnadeten Arztes ging ihr in diesem Augenblicke auf. Die Stimme des Geheimrats, kürzer und unverbindlicher, weil er jetzt als Chef sprach, riß sie in die Wirklichkeit zurück.

„Geben Sie doch mal die Fieberkurve herüber, Fräulein von Alvensbrink.“ Weshalb machte der Kranke plötzlich bei der Nennung ihres Namens den vergeblichen Versuch, sich in Bett aufzurichten? Weshalb stieg ihm diese tiefe Röte ins Gesicht?

Ruth von Alvensbrink konnte unmöglich ahnen, daß in dem nämlichen Moment das Falschspiel seines Lebens begann. daß er sich daneben auch den Inhalt jenes an sie gerichteten Briefes ins Gedächtnis zurückrief, den er nicht nur als Vermächtnis des Toten, sondern vielleicht im Unterbewußtsein als Beweis aufbewahrt hielt.

Als die Visite beendet war, lehrte sie nochmals zu ihm zurück. Diesmal senkte sie, den Ärmel seines Nachthemdes zurückschlagend, ohne zu zittern, den Inhalt der bereitgehaltenen Spritze unter die Haut.

Nun lag um seinen Mund ein Lächeln.

„Ruth“, sagte er hintereinander mehrmals sehr leise, aber doch laut genug, um ihr die Innigkeit des Klanges zu verraten, „nicht wahr, Sie sprechen noch nicht. . . . daheim über dies alles?“

Sie glaubte ihn zu verstehen. In seiner jetzigen Niedergebrochenheit fürchtete er die Besuche der Familie Krumbholz. . . . vielleicht diejenigen seiner Braut am meisten.

Sie legte die Spritze auf die dicke Glasplatte des Nachttisches nieder und errötete wie ein Schulmädchen. Dann nahm sie seine Hand und befehlte sie, während sie sprach, in der ihren:

„Seien Sie ganz ohne Sorge, Jürgen. Hier weiß niemand um Anitas Verlobung mit Ihnen. Es fällt also nicht auf, wenn sie oder sonst ein Glied unserer Familie in der nächsten Zeit nicht nach Ihnen sieht. Ich halte es zudem auch besser für Sie, daß Sie sich erst in aller Stille erholen, ehe wir es mitteilen.“

Nun wollte sie ihm ihre Hand entziehen. Aber er ließ sie nicht.

„Aber Sie . . . Sie werden doch jeden Tag zu mir kommen, Ruth?“

„Das ist meine Pflicht. Die Unterlassung würde mir ernstliche Rügen zuziehen.“

Sein Lächeln wurde weicher.

Daß auch sie die Erfüllung einer übernommenen Pflicht als etwas Selbstverständliches auffaßte, fühlte alle Wunden seiner Neue.

Seine vornehmste Pflicht mußte jetzt sein, möglichst bald wieder gesund und arbeitsfähig zu werden, nicht nur, um diesen . . . Betrug gutzumachen, sondern um . . . weit über dieses Ziel hinaus — Dienst am Nebenmenschen unter Hintanzetzung eigener Wünsche zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)



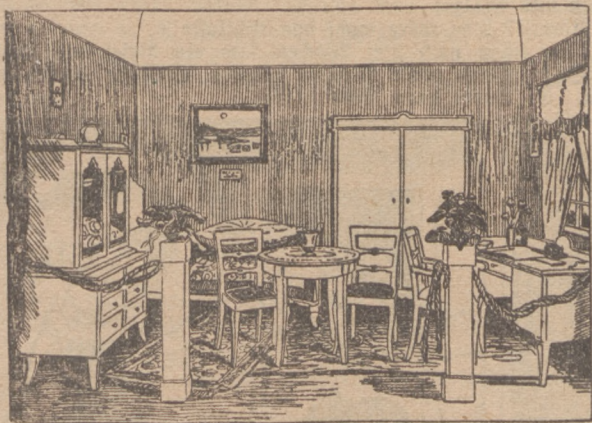
# Die Inneneinrichtung der Kleinwohnung.

Das Dichterwort vom „Raum in der kleinsten Hütte“ hat heute nie gekante aktuelle Bedeutung; aber nicht nur „glücklich liebende Paare“, die mit bescheidenen Mitteln einen Hausstand gründen möchten, sondern auch der Junggeselle und die unverheiratete, berufstätige Frau in derselben wirtschaftlichen Lage, die, der möblierten Zimmer bei Vermietern müde, sich nach eigenen, gemüthlich eingerichteten vier Wänden sehnen, sehen sich argen Schwierigkeiten gegenüber.

Da ist zunächst die leidige Frage des Unterkommens; man erhält keine Wohnung, oder, falls es nach jahrelangem Warten gegen Baukostenzuschuß oder entsprechend hohe Miete in beschlagnahmefreien Gebäuden doch endlich eine gibt, ist sie eng, unbeschreiblich eng. Man ringt die Hände und gibt sich trotzdem zufrieden; denn wäre sie geräumiger, könnte man sie überhaupt nicht bezahlen.

Und dann die Möbel: sie sind heutzutage schön und gediegen, aber begreiflicherweise teuer. Ein Grund mehr, sich mit der kleinen Wohnung, den wenigen Räumen abzufinden. Umstellen mußte man sich ja doch auf allen Gebieten des Lebens, so sei es denn auch auf dem des Wohnens, doch in einer Weise, die trotz Einschränkung Fortschritt bedeutet.

Hat also ein junges Ehepaar oder ein Einzelstehender eine Wohnung gefunden, oder, indem man sich mit anderen zusammentat, zumindest ein leeres Zimmer in einer solchen für sich erobert, wird die Frage der Möblierung als ernstes Geld- und Geschmacksproblem auftauchen. Den knapp bemessenen Raum sinn- und zweckmäßig auszunutzen, sei die erste Forderung, ihn bei nicht all zu hohen Kosten wohllich und ansprechend auszustatten, die zweite. Man wird deshalb auf alle umfangreichen Möbelstücke von vornherein verzichten, da sie nur Platz rauben und einen Mißklang in die Größenverhältnisse bringen, und wird ferner trachten, einzelnen Stücken eine doppelte Aufgabe zuzuweisen, indem man z. B. in dem rechts oder unten abgebildeten Wohnzimmer einen Schrank als Bibliothek und Vitrine einrichtet und eine aus drei Polsterstühlen gebildete Ecke durch einfaches Nebeneinanderstellen in ein Schlafsofa verwandelt. Eingebaute Schränke, deren es leider noch viel zu wenige gibt, Wandklappstühle und Klappstühle sind ferner treffliche Hilfsmittel bei räumlich beschränkter Behausung.

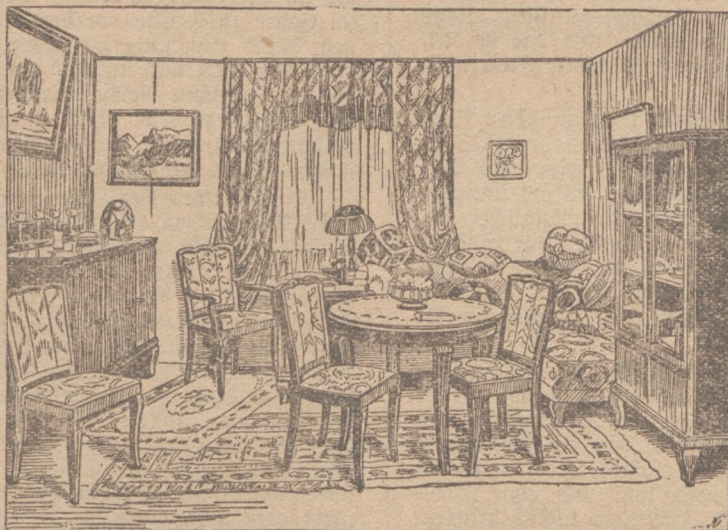


Wohn- und Schlafraum mit Schleifladmöbeln.

und auch bei uns kann man — vorläufig noch ganz vereinzelt da und dort in den Städten — Exemplare der holden Weiblichkeit antreffen, die die Zigarette im Munde haben. Sollte die Stadt in größerem Ausmaße dem Beispiele der englischen und französischen Hauptstadt folgen, so wird das Straßenbild sicher um eine bemerkenswerte Note bereichert werden — ob zu seinem Vorteil, mag dahingestellt bleiben.

Ist man auf ein Zimmer angewiesen, ohne es durch einen Vorhang in eine Schlaf- und Wohnstube teilen zu können, so läßt sich durch ein verstellbares Sofalett der Eindruck des ausgesprochenen Wohn- und Empfangsraumes wahren. Leistet man sich ein zweites Zimmer, so wird man es immer als Ess-, Wohn- und Arbeitsstätte einrichten, einen nicht zu großen, ausziehbaren Tisch wählen und ein unaufdringliches, gut in den Rahmen sich fügendes Büfett, so daß für den Schreibtisch und die Plauderedede noch genug Platz übrig bleibt.

Die Grenzen des Mobiliars sind somit festgelegt; schwieriger noch scheint die Frage nach seiner Art. Doch hier hilft die moderne Möbelindustrie zu glücklicher Lösung, indem sie für die Kleinwohnungen und Wochenendhäuser ebenso geschmackvolle wie angemessene Sachen auf den Markt bringt. Wer nicht allzu genau rechnen muß, wird edlen Holzsorten in vornehmlichlicher, das Material zu voller Geltung bringender Gestaltung den Vorzug geben oder zu Schleifladmöbeln greifen, die unserem Bedürfnis nach schöner Farbigeit entgegenkommen und, in gefälligen Maßen gehalten, sich trefflich für kleine Räume eignen. Es gibt aber auch ganz einfache Möbel aus gebeiztem oder lackiertem weichen Holz; sie sehen in richtiger Verarbeitung



Wohn-, Ess- und Arbeitszimmer aus lauffähigem Nußbaumholz.

hübsch und stilvoll aus. Wo man sie verwendet, wird man auf Polstermöbel verzichten, da sie einerseits kostspielig sind, andernteils nicht gut dazu passen würden. Man belegt Bänke, Lehnsessel und Stühle mit entsprechend dazu angefertigten Polstern, die ja nach dem Charakter des Zimmers mit Beiderwand, Rips oder Kretonne bezogen werden. Sie bieten die Möglichkeit reizvoller und aparter Farbenstellungen und obendrein den Vorzug leichter Reinigung.

## Sollen Frauen rauchen?

Manch einem, der die Gleichberechtigung der Geschlechter für eine Selbstverständlichkeit hält, mag diese Frage absonderlich, wenn nicht überflüssig erscheinen, und er wird die Frage, die wir als Überschrift gewählt, mit der Gegenfrage beantworten: „Warum sollen denn Frauen nicht rauchen?“ Es gab einmal eine Zeit, als wir noch Engelsen im Flügelkleide spielten, da konnte eine anständige Frau nicht allein in ein Restaurant oder etwa ein Kaffeehaus gehen. Die Wagemutige durfte sicher sein, sofort, nachdem sie sich an einem Tisch niedergelassen, möglichst unauffällig einen Zettel zugesteckt zu erhalten, auf dem sie in höflicher, aber entschiedener Form zum Verlassen des Lokals aufgefordert wurde. Und nun stelle man sich einmal vor, diese tollkühne Bahnbrecherin würde sich in der öffentlichen Gaststätte plötzlich eine Zigarette angesteckt und die blauen Rauchstreifen durch das zierliche Näschen in die Außenwelt entsandt haben. Man hätte wahrscheinlich die Schutzpolizei, vielleicht sogar die Feuerwehr alarmiert, und die Stadt wäre um eine unerhörte Sensation reicher gewesen.

Und heute? Mein Gott, die Zeiten haben sich geändert — und die Frauen mit ihnen. Heute raucht die Frau so gut wie der Mann in jedem Lokal, und selbst in der Eisenbahn trifft man nikotinlüsterne Damen oder solche, die dafür gelten wollen. Auf den Straßen von London und Paris sieht man, wie uns illustrierte Zeitschriften verraten, allenthalben die rauchende Weiblichkeit, besonders solche in jüngeren Jahrgängen, die ja jeden „Kulturfortschritt“ freudig begrüßen,

Das Problem soll aber hier nicht nach seiner soziologischen und ästhetischen Seite erörtert werden. Wichtiger ist es, die Frage vom gesundheitlichen Standpunkte zu beleuchten. Was sagt der Arzt? Bekennt man sich zu der extremen Auffassung, in dem Tabak oder richtiger in dem Nikotin lediglich ein Gift und nicht ein dosierbares Anregungsmittel zu sehen, so wird man das Rauchen in Vausch und Bogen



**Verdammen, und dieses Verdammungsurteil in gleicher Schärfe für das männliche wie für das weibliche Geschlecht gelten lassen.** Aber man soll sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Lehnen Endes ist es mit dem Tabak wie mit vielen anderen Genußmitteln. Erst ihr Mißbrauch stempelt sie zu einer Gefahr für den Körper und für verschiedene seiner Organe. Hält man an dieser These fest, so wird man nicht bestreiten können, daß — von Ausnahmen abgesehen — der zartere Organismus der Frau durch das dauernd zugeführte „Tabakgift“ stärker und nachhaltiger geschädigt wird als der des robusteren Mannes, und diese schädliche Wirkung wird sich oft genug auch auf die Nachkommenschaft erstrecken. Dabei sollte man auch berücksichtigen, daß die dem Tabakgenuß huldigende Mutter sehr viel leichter in Versuchung gerät, ihren Kindern gegenüber Nachsicht zu üben, wenn auch sie frühzeitig zur Zigarette greifen. Und das ist vielleicht das Schlimmste, was man der rauchenden Frau nachsagen kann.

Auch sonst fehlt es der Raucherin nicht an übler Nachrede. Wigholde behaupten, die Vorliebe der modernen Frau für den Tabak käme daher, daß gerade sie besonderes Verständnis für — den blauen Dunst haben. Es soll übrigens gerade unter den leidenschaftlichen Rauchern männlichen Geschlechts viele geben, die einen wahren Abscheu vor rauchenden Frauen haben, und mancher Ehemann, der selbst ohne Glühmispel nicht auszukommen glaubt, verspürt zum mindesten ein merkliches Unbehagen, wenn seine Lebensgefährtin „sich eine ins Gesicht steckt“.

Nebenbei verführt gerade die Zigarette, die von der Frau fast ausschließlich bevorzugt wird, erfahrungsgemäß leichter zum Mißbrauch als die Zigarre oder die Tabakspfeife, und das ist wohl einer der Hauptgründe, weshalb von vielen Seiten die Zigarette als das gefährlichere Übel betrachtet wird. Es gibt weibliche Lebewesen mit und ohne Pubertät, die es auf einige Duzend Zigaretten täglich bringen. Unter den Russinnen hat das Laster des Kettenrauchens von jeher besonders stark grassiert, und unleugbar hat die slawische Ueberflutung, deren wir uns seit einigen Jahren zu „erfreuen“ haben, auch bei unserer Frauenwelt den Hang zum Rauchen ungewöhnlich verstärkt. Hier muß der Hygieniker seine warnende Stimme erheben. Es soll schließlich nichts dagegen gesagt werden, wenn die Frau — ob sie verheiratet oder ledig ist, macht keinen Unterschied — gelegentlich eine Zigarette raucht; aber zur „süßen Gewohnheit“, zum „holden Laster“ darf der Tabakgenuß gerade bei der Frau niemals werden. Schon aus gesundheitlichen, aber auch nicht aus ästhetischen Gründen!

## Das erste Papiergeld.

Es scheint im Jahre 1482 ausgegeben worden zu sein. In diesem Jahre hatten die Christen die Stadt Alhama besetzt, deren berühmte Wälder den Kalifen jährlich 600 000 Dukaten einbrachten. Der Verlust dieses Plazes wurde von den Mauren bitter empfunden, und befehligte von dem tatkräftigen Muley Hassan machten sie verzweifelte Anstrengungen, um Alhama wieder zu erobern. Die Christen aber hielten sich tapfer und schlugen alle feindlichen Angriffe zurück. Leider drohten die Besatzungstruppen zu meutern, denn wegen Mangel an Bargeld konnte ihnen der Sold nicht ausgezahlt werden. Da versiel der Kommandant des Plazes, Don Inigo Lopez de Mendoza, Graf von Cendilla, auf einen rettenden Ausweg. Er fertigte Papiergeld an, und zwar in der Weise, daß er kleine Pappstücke auf der einen Seite mit einer Wertangabe, auf der anderen mit seiner Unterschrift versah. Dann befahl er bei strenger Strafe, daß die Einwohner und die Soldaten dieses Notgeld wie bare Münze annehmen und weitergeben sollten, und versprach feierlich, später die Noten zum vollen Werte gegen Münze einzutauschen. — Das geschah denn auch; Alhama aber blieb den Gläubigen erhalten.

## Hauffe in Diebstählen — verzeichnet Belgien.

Es scheint, als ob sich die Diebe und Hochstapler der großen Welt zu einem inoffiziellen Treffen in den belgischen Wäldern zusammengeschlossen hätten. Kein Tag vergeht, an dem man nicht aus Ostende, Blankenberghe oder Knocke von großen, gelungenen Streichen solcher Verbrecher hört. Besonders gern werden die luxuriösen Fremdenhotels heimgesucht, in denen sich Ausländer aufhalten. Erst vor kurzem wurde wieder einer (natürlich reichen) Amerikanerin ein Platinschmuck gestohlen, dessen Wert kaum abzuschätzen ist. Auch nahm die belgische Polizei ein großes Konfortium von berühmten Taschendieben fest, deren Heimat angeblich der Balkan ist. Die fremden Gäste sind begreiflicherweise wenig erbaut von diesen „Kurgästen“, die jetzt in Belgien goldene Zeiten haben.

## Aus aller Welt.

**Der Myrtenkranz ein typisch deutscher Brautschmuck.** Nur in Deutschland flücht man den Brautkranz aus Myrtenzweigen. In Frankreich und England verwendet man dazu Orangeblüten, in Italien und der französischen Schweiz weiße Rosen, in Spanien rote Rosen und Nelken, in Böhmen Rosmarin, in Griechenland Weinlaub. In der deutschen Schweiz trägt die Braut eine Krone von künstlichen Blumen.

**Doppelt soviel Ehescheidungen wie vor dem Krieg.** Die Ehescheidungen in Deutschland waren im Jahre 1927 höher als im Vorjahr. In Berlin kamen auf 100 000 Einwohner im Jahre 1910, also vor dem Weltkriege, 110 Ehescheidungen, dieser Satz ging im Jahre 1925 auf 186,3, fiel dann 1926 auf 182,4 und ist 1927 auf 181,7 zurückgegangen. Im ganzen Deutschen Reiche betrugen die Verhältniszahlen vor dem Weltkriege 27,9. 1927 ist ein Anstieg auf 57,6 zu verzeichnen, wonach die Scheidungen sich relativ verdoppelt haben; auch ein Zeichen der Zeit.

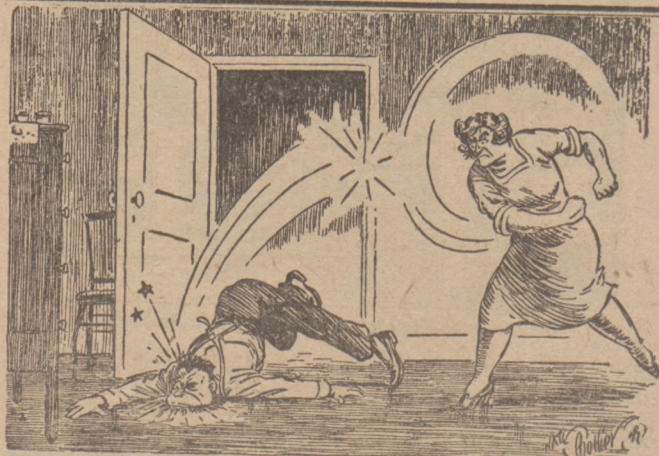
**Eine Vielweibete, deren Zeugnisse nicht elterlicher Unterschrift bedürfen.** Eine verheiratete Gymnastin studiert in Wien. Die Siebzehnjährige, der gute Studienerfolge nachgerühmt werden, hat sich in diesem Winter verlobt und an die Direktion des von ihr besuchten Realgymnasiums das Ansuchen gerichtet, auch als Frau Schülerin der Anstalt bleiben zu können. Die Lehrerkonferenz entschied sich zunächst dafür, der Heiratskandidatin den erbetenen Urlaub zur Absolvierung einer Hochzeitsreise zu bewilligen und im übrigen den seltsamen Fall an die vorgesetzten Unterrichtsbehörden zur definitiven Erledigung weiterzuleiten. Da kein Einwand gegen den Besuch der Schule seitens der jungen Frau erhoben wurde, hat sie ihren Platz in der Klasse beibehalten, genießt aber nun, durch die Heirat großjährig geworden, das Vorrecht, ihre Schulzeugnisse und Zensuren nicht durch die Eltern bestätigen lassen zu müssen.

**Die technische Lehrerin.** Der preussische Handelsminister hat über die Ausbildung der technischen Lehrerin einen Erlass herausgegeben, in dem es u. a. heißt: In die technischen Seminare können auch noch Ostern 1930 Schülerinnen zur Ausbildung als technische Lehrerinnen für Nadelarbeit, Hauswirtschaft und Turnen eintreten. Die Schülerinnen müssen das Schulzeugnis des Lyzeums oder der Mittelschule und außerdem das Schulzeugnis einer staatlich anerkannten Frauenschule oder Haushaltungsschule oder Hausfrauenklasse vorlegen können. Für Abiturientinnen und wissenschaftliche Lehrerinnen bleibt die technische Aufnahmeprüfung bestehen. Die Aufnahme von Schülerinnen, die nur die schulwissenschaftliche Vorprüfung bestanden haben, kommt nicht mehr in Betracht. Altersnachlaß ist in keinem Falle mehr zu gewähren. Anträge dieser Art sind nicht mehr vorzulegen.

## Fröhliche Ecke.

**Der Konkurrent.** Was soll der Junge werden? Diese bange Frage lag auch auf den Lippen von Thomas Mann, als er seinen sechzehnjährigen Sohn Klaus betrachtete; nicht ganz ohne Wohlwollen und Stolz.

Pianist? Das wäre wohl das richtigste. Aber schon nach drei Wochen kam ein Brief des Lehrers: Der Sohn Klaus müsse Monate nehmen, Stunden hätten wenig Sinn. Er wurde dann Schriftsteller.



## Humor der Woche.

Er: „Da ist der verdammte Kragentopf, den ich immer gesucht habe!“  
Jude.